

Nr. 81. **Bromberg, den 19. April** **1928.**

Der Mann, den die Welt nicht sah!

Ein Roman von Traum und Sein
von Hanns Marschall.

---

6. Fortsetzung.

5. Kapitel,

in dem Lanis Carlson mit sich und der Liebe in Konflikt gerät und bald eine große Dummheit begangen hätte.

In der Wohnung Lanis Carlsons klingelte es heftig und langanhaltend. Das Mädchen lief zur Tür und öffnete. Niemand war auf dem Treppenflur zu sehen, aber wenige Schritte von der Tür entfernt lag ein Brief.

Das Mädchen ließ die Tür offen, ging hin und nahm den Brief auf. Er trug als Anschrift die Adresse des Chauffeurs. Sie betrachtete ihn vorsichtig von allen Seiten und trat in die Wohnung zurück.

„Es ist furchtbar," klagte sie und würgte die Tränen hinunter, als sie in der Küche der Köchin gegenübersaß, die gleichfalls verweinte Augen hatte, „es stand niemand vor der Tür. Nur ein Brief lag da vom gnädigen Herrn, — ich kenne doch seine Handschrift!"

„Ich möchte am liebsten dieses Haus verlassen, in dem man seines Lebens nicht mehr sicher ist!" sagte die Köchin, eine ältere Frau, mit weinerlicher Stimme. „Aber wie kann man hier fort? — Man muß dem Herrn doch Bescheid sagen?! — Wo trifft man ihn?"

Vorn, im Arbeitszimmer am Schreibtisch, hatte sich in diesem Augenblick Lanis Carlson niedergelassen, schaltete den Kontakt aus und nahm seinen Hut ab. Leibhaftig saß er in seiner ganzen körperlichen Größe auf dem Stuhl. Mit einem befreienden Aufatmen blickte er um sich. Das war sein Arbeitszimmer, in dem er manchen Tag und manche Nacht durchgearbeitet hatte, bis alles soweit gereift war, daß er in Nörrefaelled das Laboratorium mieten konnte. Er war wieder daheim. Ungesehen konnte er in die Wohnung schlüpfen, als das Mädchen den Brief aufhob.

„Brief Nummer 1 hat den Adressaten erreicht!" nickte er vor sich hin. Brief Nummer 2 war unterwegs. Er war an den Minister gerichtet. Brief Nummer 3 hatte er gleichfalls in den Kasten geworfen und mußte sich morgen früh in den Händen des Polizeikommissars befinden. Und den vierten Brief? — Er lächelte vor sich hin und seine Gedanken liefen zu einer blonden Frau, die auf einem Diwan lag und sich in Sehnsucht verzehrte.

„Ruth!" sagte er laut vor sich hin und sah in die Dämmerung hinaus. Und noch einmal: „Ruth!"

Ruth Bryon, die blonde Frau in der Adelgade 11, die ihn glühend liebte und verehrte, die ihn anbetete, die auf ihn wartete, die die ganze Zeit über schweigend geduldet, daß er kam und ging, wie es ihm beliebte. Keine Klage kam von ihren Lippen, keine Bitte, keine Forderung! —

Und ein anderes Gesicht tauchte neben ihrer blonden Schönheit auf. Von dunklem Haar umrahmt glühten ihm aus zwei nachtdunklen Augen, die rätselhaft und verlockend waren wie das Nirwana, in einem schmalen, feinen Antlitz, Sehnsucht und Hoffen entgegen: Inge von Brogade.

Das war die Frau, die er in den stillen Nächten seiner Arbeit erhoffte.

Das war die Frau, die in allen Träumen an seinem Bette stand und schweigend ihre schlanke, nervöse Hand mit den feinen Äderchen ihm entgegenstreckte, — hoheitsvoll, ehrfurchtheischend, — wie eine Königin. Und Lanis Carlson dachte an den gestrigen Abend, als er zu Ruth kam, Verlangen nach offenem, pulsierendem Leben und als Inge von Brogade ihn aufforderte, sie in die Oper zu begleiten. Konnte er „Nein" sagen? Er hätte gehen müssen, und wenn man ihn mit tausend unsichtbaren Fesseln hätte zurückhalten wollen. Er hätte gekämpft, um an diesem Abend neben der dunklen, rätselhaften Frau zu sitzen. Sie ist die Tochter des Ministers — ging es ihm durch den Sinn. — Was lag schon daran?! Sie hätte in den Opiumhöhlen von San Franzisko zu Hause sein können, — er wäre zu ihr gegangen.

„Wir wollen klar nachdenken!" sagte er plötzlich laut vor sich hin, und versuchte Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Was war an dieser Frau dämonisch? — Nichts! — Sie war eine Frau wie alle anderen auch. Hoffnung und Verheißung, Leidenschaft und Seligkeit aber spannen nur seine Gedanken um einen Menschen, an dem tausend andere gleichgültig vorüberschritten. Neben ihr verblaßte das Bild Ruth Bryons zum Schemen, zum wesenlosen Nichts. Neben ihr verlor sich die blonde Frau, als wenn sie nie in seinem Leben gestanden hätte.

„Inge!" lächelte Lanis Carlson vor sich hin. Er mußte an seinen heimlichen Besuch denken, wie er neben dem Kommissar im Zimmer gestanden hatte. Und ein ganz klein wenig kam die Scham hervorgekrochen ,unangemeldet in den Salon eingedrungen zu sein. Scham darüber, daß er sich Zutritt verschafft hatte.

War es Mutlosigkeit, — war es Feigheit, daß er bis heute noch nie gewagt hatte, offen vor Inge von Brogade hinzutreten? — Nein, er hatte ja nie die Zeit gefunden. — Tue es nicht! hatte ihn einmal eine innere Stimme gewarnt, als er während einer Spazierfahrt Gelegenheit fand, mit ihr zu reden. Tue es nicht!

Da schwieg er und kämpfte einen schweren Kampf.

„Sie sind schweigsam heute, Herr Carlson," hatte Inge von Brogade gesagt, weil er eine ganze Zeit noch nicht gesprochen hatte. „Wenn ein Mann nichts Neues und Interessantes zu erzählen weiß, so soll er sich wenigstens auf seine Pflicht besinnen, und ein paar Höflichkeiten über die Schönheit der Frau stammeln. Lesen Sie, was im Boccaccio und Decameron davon steht!"

Da hatte er sich zu ihr geneigt, ihre Hand geküßt, und gesagt: „Verzeihen Sie, teuerste Komtesse, ich bin der unglücklichste Mensch, weil ich jenes Jahrhundert voller Schönheit nicht erleben durfte. Ich fürchtete, daß Sie meine Schmeicheleien lächerlich finden würden!"

„Aus — I h r e m Munde — nicht!" hatte sie gelächelt.

Alles das glitt jetzt flüchtig durch seine Erinnerung und ohne es zu wollen, festigte sich in ihm der Gedanke: Diesen Abend verbringe ich in Gesellschaft Inge von Brogades.

Das Telephon auf seinem Schreibtisch klingelte. Erschreckt fuhr er zusammen und hätte um ein Haar in Gedanken nach dem Hörer gegriffen und sich gemeldet. Im letzten Augenblick aber besann er sich, setzte seinen Hut auf und schaltete den Kontakt ein.

Dann trat er zurück.

Das Mädchen kam von der Diele herein und fragte in den Apparat.

Eine Weile war es still. Lanis Carlson stand an den großen, eichenen Bücherschrank gelehnt und horchte.

„Nein, er ist noch nicht hiergewesen!" sagte das Mädchen. „Ich weiß nicht, ob er wiederkommt!"

Aha! Von ihm war die Rede.
„Ein Brief ist für Sie angekommen" nickte das Mädchen.
Also Frederik, der Chauffeur, rief an.
„Heute wollen wir fahren?"
Was hieß das? — Wer wollte fahren?
„Aber wenn der Herr nun zurückkommt? — Sie können ja auf alle Fälle mit dem Wagen herunterkommen und erst lesen, was er Ihnen schreibt!"
Lanis Carlson nickte vor sich hin.
„Gut! — Ich erwarte Sie! — Auf Wiedersehen, Frederik!"
Das Mädchen legte den Hörer auf die Gabel zurück. Ein paar Mal atmete sie tief auf, strich dann ihre Schürze glatt, ordnete kokett das Haar und ging langsam hinaus.
Lächelnd nahm Carlson den Hut ab und ließ sich wieder am Schreibtisch nieder. Er hatte schon verstanden, um was es sich handelte. Das Mädchen nannte ihn „Frederik"! Er wollte sie abholen zu einer Spazierfahrt.
Also darum war die Kleine in der letzten Zeit immer so zerstreut gewesen? — Frederik spukte ihr im Kopfe herum. Auch gut! — Man ist nur einmal jung.
Zehn Minuten später kam der Wagen. Der Chauffeur sprach auf der Diele mit dem Mädchen. Dann las er laut den Brief, den sie ihm gegeben hatte:
„Fahren Sie morgen um neun Uhr vor meinem Hause vor, warten Sie etwa zehn Minuten, öffnen Sie dann den Schlag und schließen Sie ihn nach einer Weile wieder. Dann fahren Sie im schnellsten Tempo nach der Stockholms Gade, halten in der Nähe des Platzes auf der Parkseite und dort wiederholen Sie das Manöver. Sollte Sie jemand ansprechen, so lassen Sie sich als Ausweis zunächst die Blechmarke der Kriminalpolizei zeigen, die jeder Beamte tragen muß, und antworten Sie, daß Sie nur nach den gegebenen Vorschriften handeln. Sie befinden sich in meinen Diensten und haben das zu tun, was ich wünsche, — nicht aber das, was Ihnen die Kriminalpolizei vorschreibt. Nach dieser Fahrt können Sie mit dem Wagen hinfahren, wohin es Ihnen beliebt. Ich werde Anweisung geben, daß Ihnen sowie meinem anderen Personal an jedem Ersten das Gehalt pünktlich angewiesen und von der Bank ausgezahlt wird. Für die nächste Zeit benötige ich Sie nicht mehr. In einem halben Jahr jedoch, genau: am 10. September dieses Jahres, haben Sie um 6.15 nachmittags am Central Banegard auf der Ankunft-Seite zu warten. Ich werde den Wagen besteigen, dessen Tür offen zu stehen hat. Um 6.20 schließen Sie die Tür und fahren nach Hause. Alles andere wird sich von selbst ergeben! Lanis Carlson."
Still wurde es draußen auf der Diele. Dann klang gedämpftes Sprechen zu dem Lauscher hinein. Er konnte nichts mehr verstehen. Eine Viertelstunde später aber erblickte er durch die Scheiben, hinter der Gardine stehend, wie der Wagen davon fuhr. Im Polster saß, wie eine Fürstin, das Mädchen. Lanis Carlson trat lächelnd zurück. „Freut euch eures jungen Lebens!"
Dann untersuchte er alle Fächer seines Schreibtisches und fand sie total ausgeplündert. Ärgerlich stieß er die Schubladen wieder zu und erhob sich. Leise, wie er gekommen war, verließ er das Zimmer und ging die Treppe hinunter.
Vorsichtig schritt er durch die Straßen, immer ängstlich bemüht, keinen Passanten, der ihm entgegenkam oder der ihn überholte, zu berühren. In der Oestergade herrschte sehr viel Leben und Treiben und der Spaziergang wurde zu gefährlich, darum bog er in eine stillere Seitenstraße ein, in der er ungehindert ausschreiten konnte.
Man mußte sich schließlich an die unsichtbare Rolle erst gewöhnen. Auch dieses Leben erforderte eine gewisse Kenntnis und ein genaues Studium. Er überquerte den großen Platz, auf dem das königliche Theater stand, — und seltsam: In diesem Augenblick mußte er wieder an Professor Strandjelm denken. Hier, in diesem Theater, hatte er doch die erste Mitteilung von dem Morde erhalten. War es nicht so? — Er konnte sich kaum auf alle die Vorgänge besinnen. Traum und Wirklichkeit schmolzen zusammen.
Als er in die Brede Gade einbog, hätte ihn um ein Haar ein Auto umgerissen.
„Vorsicht!" lachte er und sprang auf die Bordschwelle. Dann sah er zu dem Polizisten hinüber, der mitten auf dem freien Platz stand und den Verkehr lenkte.
Um zehn Uhr stand er vor dem Hause in der Fredericia Gade, in dem der Minister wohnte.
Er sah an dem Hause hinauf. Im zweiten Stock waren alle Fenster erleuchtet. Dort lag der Salon, daneben ein Empfangszimmer der Inge von Brogade und anschließend befand sich ihr Boudoir.
Das Portal war verschlossen. Unschlüssig stand Lanis Carlson eine Weile vor der Tür. Dann zog er die Glocke.
Drinnen wurden schlürfende Schritte laut. Die Tür wurde geöffnet und heraus sah der Hausmeister. Als er niemand entdeckte, trat er einen Schritt vor. Diesen Moment benutzte Lanis Carlson, um das Haus zu betreten. In aller Ruhe schritt er über den großen Flur und trat in die Halle, in der sich bei festlichen Gelegenheiten die Empfänge abspielten.
Von der Decke herab hing eine Ampel und verbreitete einen schwachen Schein. An den Wänden hingen Gemälde alter Meister. Ein wundervoller Dyck fesselte seine Aufmerksamkeit. Er trat näher und betrachtete mit Kennermiene und Wohlgefallen das Gemälde. Draußen schloß der Hausmeister brummend wieder die Tür. Also ein Kunstkenner war dieser Brogade doch. Er hatte in der Zeit, da er leibhaftig hier verkehrte, während der Besuche nie Zeit gefunden, den alten Meister in Ruhe zu betrachten. Schließlich war das zu verstehen. Man geht nicht zum Minister, wenn man Gemälde betrachten will.
Lanis Carlson hatte es gar nicht eilig. Gemütlich schlenderte er durch den langen Korridor und stieg am Ende desselben eine Etage höher. Lautes Sprechen und Stimmengewirr schallte ihm entgegen.
Aha! Der Herr Minister gab eine Gesellschaft.
Lächelnd schritt Lanis Carlson weiter. Dies war die Tür zum Boudoir Inges. Eine Versuchung ließ ihn nach der Klinke greifen, — aber er zog die Hand zurück. „Mache keine Dummheiten, die unanständig sind!" nickte er vergnügt. Die nächste Tür war angelehnt. Ein mattblaues Licht lief durch den Raum. Blau war Inges Lieblingsfarbe, entsann er sich.
Noch ein paar Schritte weiter stand die Tür zum Salon offen. Lanis Carlson trat auf sie zu.
Erstaunt sah er auf die Gruppe, die im Salon saß. Das hatte er nicht erwartet. Das war eine ganz andere Gesellschaft, als er sie sich vorgestellt hatte.
„Ich gestatte mir, ganz der Meinung des Herrn Polizeidirektors zu sein!" hörte Carlson gerade den Kriminalkommissar Sörrendsen sagen.
Also das war die große Gesellschaft, die Exzellenz von Brogade heute gab. Der Minister saß in einem großen Sessel und rauchte eine schwere Havanna. Am Fenster hatte sich Inge in mehr liegender als sitzender Stellung niedergelassen und neben ihr in einem Damensessel hockte die blonde Ruth Bryon mit überaus blassem Gesicht. Ihre Augen wanderten unruhig durch den Raum. Die beiden Hüter des Gesetzes saßen steifbeinig in gezwungener Haltung vor dem Minister. Ihre Stühle, auf denen sie Platz genommen hatten, standen geradlinig ausgerichtet wie zur Parade. Sie hatten die Hacken zusammengeklappt und machten überhaupt den Eindruck von Menschen, die sich im Augenblick alles andere als wohl befanden.
Aus einer anderen Tür verschwand eben der Diener, der Liköre gereicht hatte.
Exzellenz von Brogade lachte auf und sah amüsiert auf die beiden Beamten. Er drehte seine Zigarre zwischen den Lippen und sagte: „Meine Herren! — So kommen wir nicht weiter! — Kommissar Sörrendsen geruht, ganz ergebenst die Meinung des Herrn Polizeidirektors zu haben, und Sie, Herr Polizeidirektor, sind ebenfalls durchaus seiner Ansicht!"
Er kopierte ihre Stimmen und freute sich unbändig über den Scherz, den er gemacht hatte. Die Beamten lachten pflichtschuldigst ein kurzes „Haha!"
„Nein, meine Herren — wenn wir gegenseitig unsere Einfälle immer richtig finden und keine eigene Meinung haben, dann brauchen wir garnicht weiter über den Fall Lanis Carlson nachzudenken oder gar darüber zu sprechen! Mir liegt gerade sehr viel daran, Ihre Ansicht zu hören, was sich unternehmen läßt in der Angelegenheit!"
Er machte eine Pause und sah die beiden abwartend an.
„Ich habe eine gute Idee!" klang vom Fenster her Inges Stimme. Sie hatte sich aufgerichtet und sah ihren Vater an. Auch Ruth Bryon hatte ihr den Blick zugewandt.
„Du hast eine Idee, mein Kind?" Der Minister legte die Zigarre auf den Aschenbecher und setzte sich zurecht. „Heraus damit! — Frauen haben manchmal sehr gute Ideen und Einfälle, wo wir Männer versagen!"
Inge zog die Augenbrauen hoch. „Ich danke dir, Pa, daß du wenigstens eine so gute Meinung von den Frauen bewahrt hast!"
Lanis Carlson hatte bis jetzt immer noch im Türrahmen gestanden. Seine Augen leuchteten, sein Herz begann zu klopfen. Nun war er doch gespannt, was Inge für eine Idee hatte. Er trat neugierig näher und ließ sich auf einen Stuhl nieder, der gleich neben der Tür stand.
(Fortsetzung folgt.)

Bibi tembo.

Afrikanische Skizze von Susanne Tornwaldt.

Scharfe, blendende Strahlen zerreißen das Mattgrau und Zartrosa der Morgendämmerung hinter dem östlichen Abfall des Kilimandjaro. Die Sonne ist da.

Ziellos gehe ich von meinem Berg hinab in das verlockende, immer geheimnisvolle Pori, durch flammenspitzen Sisal, durch Mimosenbüsche und Dornen, zwischen den vielen Termitenbergen hindurch. Überall dort, wo die Elefanten in der Nacht spazieren gegangen sind. Das tue ich nicht etwa, um sie zu verfolgen, sondern weil es so hübsch bequem ist.

Da tauchten rasch hintereinander eine Reihe flüchtiger Erscheinungen in meinem Gesichtsfeld auf. Ich kniee hinter einem Wait-a-bit-Busch nieder, um das reizendste Schauspiel zu erleben, das man sich denken kann: drei Buschböcke und eine Swalla Antilope spielen zwischen den Termitenhaufen Greif.

Seitwärts schimmert der Kibo leuchtendweiß im Frühlicht. Jenseits der Steppe blauen die Pareberge. Nahe vor mir dieses entzückende Spiel. Es ist eine der Stunden, in denen Afrika bezwingend schön ist. Ich liebe es! Ich sehe den reizenden Antilopen zu und bin glücklich.

Shaitan nennen die Neger das böse Prinzip. Wir nennen es Teufel, und es kommt auf dasselbe heraus. Meine stille Freude ist dem Shaitan zuwider. Er hockt hinter mir und raunt: „Du hast noch niemals ein Swalla geschossen!" Das Swalla springt vor, äugt wie ein Spitzbube um die Ecke nach seinen Kameraden, läßt die großen Lauscher spielen. Wie verhext starre ich auf das gelbe Fell und die Lyrahörner. Ziehe das Gewehr ein. Zögere. Schieße. — Der Shaitan lacht. Während des Abziehens ersetzt in jagendem Spiel ein Buschbock das Swalla. Er bricht zusammen, springt auf und ist in zwei angstvollen Fluchten fort.

Ich wünsche mich selbst zum Teufel. Doch damit ist nichts gewonnen. Ich beschließe anstatt dessen das Einzige zu tun, was mir als Sühne bleibt: Nachzugehen und mein armes Opfer mit anständigem Fangschuß zu erlösen. Obwohl der Verstand sagt, daß der Plan wenig aussichtsvoll ist.

Die Fährte führt zum Fluß. O weh — unzählige Fährten stehen in den Fluß hinein und hinaus. In den Eriodendren und alten Baobabs sitzen familienweise die Tumbiläffchen, schnattern und schwingen sich an den Palmenblättern über das rauschende Wasser, worin ich mißtrauisch nach den Stilaugen der Krokodile spähe, während ich abwechselnd an den Ufern nach dem Eindruck eines geschleppten Hinterlaufs und nach den Bluttropfen an Boden und Busch suche. Ich kämpfe mich durch Phönixpalmen hindurch. Auf ihren dunklen starren Blättern glänzen hie und da die kleinen, rostroten Flecken, denen ich folgen muß. Am hohen Ufer entlang, unter Euphorbien und Affenbrotbäumen hin, die sich um höhlenreiche Felsen gruppieren, hinein in den Busch, der in der Glut der hochsteigenden Sonne zu zittern und zu schwingen scheint, als wolle er in Flammen ausbrechen.

Mit allen Sinnen klammere ich mich daran, die Fährte nicht zu verlieren. Was ist Müdigkeit und dörrende Glut gegen die Leiden des armen Geschöpfes, das ich aus sonnigem Morgenspiel gerissen und zu der Qual dieses brennenden Tages und den Schrecken der Nacht verdammt habe!

Ganz plötzlich, zauberhaft steigt ein grünes Märchen aus braunen Dornen und gelbem Elefantengras. Die Wiese und der Quellsumpf liegen vor mir. Zarte, schwankende goldgelbe Blüten. Weiße Blütenbüsche auf den kleinen Inseln im Sumpf, der den Himmel seltsam blauschwarz spiegelt. Sonne, Stille, Blütenbüsche — und viele, viele Büffelfährten. In der zitternden Luft schwirren blaue Fliegen. Es ist Mittagszeit. Ich will einen Augenblick ruhen — einen Augenblick — — —

Als ich aufwache, steht die Sonne tief. Aber — meine Haare sträuben sich. Eins, zwei, drei, vier Büffel — lieber Himmel, wie viele eigentlich? — treten gemessenen Schrittes aus dem schmalen Tor des Pfadausganges auf die Wiese.

Es ist idyllisch, aber sehr, sehr ungemütlich, und ich winde mich liegend geräuschlos in den Busch, mit den Füßen voran. Durch grünes Gras, Dornen, gelbes Gras. Plötzlich — der Shaitan führt heute das Regiment — knackt es unter mir, ich will mich an etwas festhalten. Das gibt nach, und ich verschwinde mit Gewehr und Grasbüschel auf dem Grund einer Elefantengrube.

Ein Elefant ist groß, und die Grube, die ihn fangen soll, pflegt tief zu sein. Die sorgfältig geglätteten Wände sind in Regen und Sonnenschein wie Stein geworden. Ich habe mir beim Herabfallen den Fuß verstaucht und das Buschmesser bei den Büffeln vergessen. —

Es kann nun mancherlei geschehen. Ein Löwe kann kommen oder ein Leopard, und er wird im Vertrauen auf seine unverstauchten Füße keine Gefahr darin sehen, ein wenig herunter zu springen. Ein Elefant mag des Weges ziehen und, der kleinen Öffnung in der Grasdeckung nicht achtend, mir unfreiwillig Gesellschaft leisten. Auch wäre es denkbar, daß eine Schlange ihren langen, glatten, grünen Leib an der Wand herabringelt — — —. Vielleicht kommt überhaupt niemand, außer den kalten Nächten und glühenden Tagen, die mich dann bald nicht mehr interessieren werden. Und ganz am Ende erscheint möglicherweise einmal ein schwarzer oder weißer Mensch, der in die alte Elefantenfalle hineinsieht und zu seinem Erstaunen einen doppelten Filzhut, ein Gewehr und eine verdorrte Europäerin darin erblickt. —

Ein Sonnenstrahl hat sich mir nach in die Grube verirrt, klettert aber eilig wieder an der Wand hinauf, an der ich mit Gewehrkolben und Fingernägeln arbeite. Es ist nichts als ein kleiner Zeitvertreib. Als ich ihn aufgebe, ist der Sonnenstrahl längst verschwunden. Der Himmel tönt sich von Blau zu Gold, von Gold zu Rosenrot, von Rosenrot zu Grün. Nun weiß ich, daß der Meruberg veilchenfarben vor dem letzten düsterroten Streifen im Westen steht . . . . .

Perlhühner tacken ihr Abendlied, wie helle und dunkle Kastagnetten. Affen schnattern. Der süße kleine, immer unsichtbare Vogel pfeift sanft, unendlich liebevoll „Peeterbüülo — peeeterbüüülo", und die Tauben rufen, klagend in ganzen, halben, sechzehntel Takten, „Du-du-du . . ." Ich betrachte den Orion, der gerade über dem Durchbruch seinen Gürtel anzuzünden beginnt, und denke an den unerlösten Buschbock. Wir haben nun die gleichen Ängste zu erleiden — und fast dünkt mich die ewige Gerechtigkeit ein wenig übertrieben.

Da reißt ein Ton mich hoch. Ein Klang, der wie vom Himmel in diese schwarze Stunde fällt: der dumpfe Klang einer Negertrommel.

Himmel! Sind nicht nur Löwen, Schlangen, Grubenwände, Büffel und allenfalls der Orion in der Nähe? Eine überwältigende Menschenliebe ohne Ansehen der Farben erfüllt mein Herz.

Die Goma schlägt nicht zum Tanz. Gellendes Geschrei begleitet ihren dumpfen Rhythmus. Die Neger vertreiben Hundsaffen, vielleicht auch Elefanten oder Büffel aus ihren Maisfeldern. Ich stimme von Herzen mit ein. Ja, ich glaube, die größte Elefantenherde würde vor meinem Lärm die Flucht ergreifen. Aber er steigt erfolglos zwischen den Käfigwänden zum Orion empor. Dabei rattert unausgesetzt die Trommel. „Mbali, lakini karibu" würde Marundas fromme Negerdiplomatie sagen: weit, aber nahe. Ich hebe meine Büchse hoch über den Kopf. Der Schuß schreit in die Nacht: Hilfe! Drei-, viermal, Nacht und fernen Lärm zerreißend: Hilfe! Dann wird es still. Ich horche. Ein paar Trommelschläge. Stille.

Von Zeit zu Zeit sagt die Büchse: Hier!

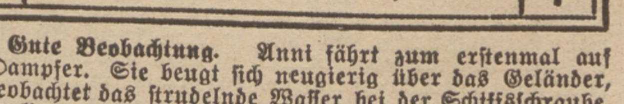
Dann wehen Klangfetzen durch die Nacht. Worte, Rufe. Ein Lichtstrahl fliegt oben durch gelbes Gras, tanzt über den Rand, beleuchtet das bronzebraune Gesicht. „Unafanja nini, Memsahib?" fragt eine weiche dunkle Stimme. „Was machst du da?"

„Nanfanja ohfu — ich habe Angst", sage ich der Wahrheit gemäß. „Und nun hilf mir hinaus!"

Musa heißt er und ist Moslem. Wäre ein anderer durch die Nacht gekommen? Aber er sagt „Amri, ya muungo." (Es ist alles Gottes Wille.) „Amri ya muungo", sagt auch Hamiß, läd mich auf seinen breiten Rücken und trägt mich zu den Hütten im Maisfeld. Voran Musa mit Laterne, Gewehr und einem Lied von fünf Tönen, das den Text vertont: „Löwe, gehe weit fort, und friß bitte jemand anders!"

In dieser Nacht schlafe ich auf Bibi Tamaas Strohmatte. „Tamaa" heißt „die Sehnsucht". „Frau Sehnsucht", ist das nicht hübsch? Musa aber erzählt ihr mit spitzbübischem Gesicht und sammetweicher Stimme, er habe eine „Bibi tembo" mitgebracht, eine Frau Elefant, denn er habe sie in der Mtego ya tembo gefunden.

Negerspitznamen haften. Ich wollte, er hätte mich in einer Löwenfalle gefunden.



*** Gute Beobachtung.** Anni fährt zum erstenmal auf dem Dampfer. Sie beugt sich neugierig über das Geländer, und beobachtet das strudelnde Wasser bei der Schiffsschraube. — „Guck' mal, Mutti", ruft Anni entzückt aus, „das Schiff badet sich in lauter Selterwasser . . ."

*

*** Unverschämt.** „Das finde ich reichlich unverschämt", sagte der Professor zu einem Einbrecher, der ihn aus dem Schlafe gestört hat. „Müssen Sie denn gerade in der tiefsten Nacht kommen?"

Der Mann mit den Goldplomben.

Skizze von Kurt Miethke.

Die amerikanische Kleinstadt in Florida hatte achtzehn mehr oder weniger gute Zahnärzte. Die zwei besten, wirkliche Kapazitäten, berühmt in ganz Florida, die wegen ihres hervorragenden Könnens sogar oft Patientenbesuch aus den Küstenbädern empfingen, waren Doktor John Bubbel und Doktor Herbert Reesing.

Sie waren berühmt wegen ihrer zarten und doch exakt wissenschaftlichen Behandlungsweise. Eine Bubbelplombe oder eine Reesingplombe fiel niemals heraus, und eine Wurzelhautentzündung, behandelt von einem der beiden Ärzte, wurde, so erzählte man sich, zum Hochgenuß. Was der Autor und vermutlich auch seine Leser, nebenbei bemerkt mit Recht, für eine gelinde gutgemeinte Übertreibung halten dürfen.

Das Seltsamste war, daß die beiden nun nicht etwa erbitterte Konkurrenten waren, wie man annehmen könnte, im Gegenteil, sie waren Freunde, und befanden sich gut dabei. Sie tauschten Ratschläge und Erfahrungen aus, und waren sogar bestrebt, voneinander zu lernen; das ist eine Gesinnung, vor der man in den Zeiten der Erwerbsgier nur die größte Hochachtung haben kann.

Sie trafen sich allabendlich im Hotel „Bristol", wo sie gemeinsam das Essen einnahmen; denn sie waren Junggesellen.

Eben hatte der Kellner den Tisch abgeräumt.

Sie steckten ihre Zigarren an, und Reesing sagte, nachdem er das glimmende Streichhölzchen in die Ascheschale gelegt hatte:

„Mein lieber Bubbel, ich sehe dir an, du hast etwas erlebt, also da schieß einmal los!"

Bubbel tat einen kräftigen Zug an seiner Havanna, und nickte:

„Du hast es erraten; es ist ja nichts Besonderes, aber immerhin, ich habe doch heute prominenten Besuch gehabt: Es war in der Nachmittagssprechstunde. Kam da ein junger Mann herein, der mir sofort durch seine elegante Kleidung auffiel. Ich nötigte ihn in den Marterstuhl, und fragte, womit ich dienen könne. Da sagt der junge Mann:

„Herr Doktor, ich habe sieben Goldplomben, brechen Sie mir diese bitte heraus."

„Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben, und ließ mir seinen Wunsch wiederholen.

Darauf sah ich mir kopfschüttelnd sein Gebiß an, und erklärte ihm rund heraus, daß ich das nicht machen würde. Zu solchen barbarischen Handlungen, bemerkte ich, bin ich nicht zu haben.

„Ich bitte Sie aber dringend, mir das Gold herauszunehmen. Ich muß leider darauf bestehen."

Ich erwiderte, wenn ich mich jemals dazu bereit erklären sollte, so müßte er mir wenigstens sagen, was dieses verrückte Verlangen bedeuten solle. Man kann doch schließlich als Zahnarzt einem Menschen nicht einfach das Gebiß versauen.

„Wenn Sie darauf bestehen, so will ich es Ihnen verraten; ich muß aber bitten, das Geheimnis zu bewahren."

„Du wirst dich wundern, mein lieber Reesing", schaltete Bubbel ein, „daß ich es dir erzähle; aber wir haben ja derartige Geheimnisse nie miteinander gehabt, und ich weiß, du wirst auch nie darüber reden; außerdem werde ich dir auch seinen Namen nicht verraten."

In Reesings Augen saß ein merkwürdiger Glanz, als er antwortete: „Ich muß sogar darauf bestehen, daß du mir alles ausführlich erzählst — warum? Das wirst du schon sehen."

Bubbel fuhr fort:

„Der junge Mann holte eine Visitenkarte heraus, und reichte sie mir. Ich las darauf den Namen eines der größten Automobilfabrikanten der Welt. Es ist ein französischer Automobilfabrikant, auch bei uns bekannt, mehr möchte ich nicht verraten. Ich sah den jungen Mann fragend an, und er erzählte:

„Ja, Herr Doktor, Sie wundern sich, aber mir ist etwas Dummes passiert; ich habe in „Miami" eine Dame kennengelernt, die mir sehr gefiel, und, kurz und rund, diese Dame war eine Spitzbübin. Ich will mich nicht auf Einzelheiten einlassen, Tatsache aber ist, daß sie mich bestohlen hat nach allen Regeln der Kunst; meine Brieftasche, mein Scheckbuch, meine Brillanten — alles ist weg. Ja, sogar mit meinem Auto ist sie mir durchgebrannt. Ich habe effektiv nichts mehr.

In zwei Tagen habe ich eine Überweisung aus Paris zu erwarten, bis dahin habe ich keinen Cent mehr. Ich kenne niemanden in Miami; denn ich bin immer nur mit Bebe zusammen gewesen, so hieß sie nämlich. An meinen Vater telegraphieren kann ich nicht, denn er ist in Punkto Liebe der reinste Puritaner. Schließlich bin ich ja auch verlobt, kurz, ich möchte nicht, daß mein Vater von der Affäre erfährt. Nebenbei bemerkt, hätte ich das Geld zum Telegraphieren nicht mehr gehabt. Wir waren mit meinem Auto hier in die Nähe gefahren, haben im Freien gelagert, und da hat sie mir wohl etwas in die Limonade getan. Ich schlief jedenfalls ein, und als ich heute morgen erwachte, war sie mit meinem ganzen Besitztum über alle Berge; das einzige, was ich habe, sind meine Goldplomben, und die brauche ich nun, um aus dem Erlös nach Miami zurückfahren zu können, wo ich in zwei Tagen Geld zu erwarten habe."

Bubbel zündete seine ausgegangene Zigarre wieder an, und erzählte weiter.

„Ich brauche dir wohl nicht zu sagen, daß ich ihm sofort eine größere Summe zu seiner Verfügung angeboten habe."

„So, so, wieviel hast du ihm denn gegeben?"

„Dreihundert Dollar. Ich bekomme sie übermorgen, oder spätestens am Freitag wieder."

Reesing fing plötzlich laut zu lachen an. Er lachte lange und haltlos. „Feiner Herr, dieser Herr Charles Citroen!"

„Wie, du weißt?" fragte Bubbel verblüfft.

„Natürlich, bei mir war er doch auch der Herr Charles Citroen. Mir hat er bloß fünfhundert Dollar aus den Klauen gelockt."

Bubbel starrte sprachlos seinen Freund Reesing an. „Was soll denn das alles bedeuten?"

„Das soll bedeuten, daß ich diesen sogenannten Herrn Charles Citroen für einen ganz genialen Schwindler halte. Warte, ich will einmal bei Jones anrufen!"

Reesing erhob sich, und verschwand in der Telephonzelle.

Erst nach einer halben Stunde, während der Bubbel von Ungeduld fast verzehrt wurde, erschien er prustend und knallrot im Gesicht wieder.

„Ich habe bei unseren sämtlichen sechzehn Kollegen angeklingelt. Er hat sieben davon gleichfalls hineingelegt. Block, Jawson, Knickerbocker, Israel, Wyomer, Danies und Fritz-William sind gleichfalls Opfer ihres Mitleids geworden. Er hat im ganzen 1950 Dollar erbeutet. Knickerbocker war der Schlaueste; er hat ihm nur 50 Dollar gegeben. Ich habe auch bei der Polizei angerufen; man wird Nachforschungen anstellen. Aber natürlich ist der Bursche längst über alle Berge."

Und so war es auch.

Von dem angeblichen Herrn Charles Citroen hat man nie wieder etwas gehört. Er war und blieb verschwunden.

Die Zahnärzte der Stadt aber waren um 1950 Dollar ärmer und um eine Riesenerfahrung reicher. Sie konnten es sich leisten, die Sache mit Humor zu nehmen.

Knickerbocker ärgert sich noch heute schwarz über seinen Reinfall.

Bunte Chronik



* **Die deutsche Sprache in Japan.** Wie aus einer Mitteilung des japanischen Unterrichtsministeriums hervorgeht, nimmt die deutsche Sprache im fremdsprachlichen Unterricht Japans jetzt die zweite Stelle nach dem Englischen ein. In nicht weniger als 123 Hochschulen, Fachschulen und sonstigen höheren Lehranstalten wird deutscher Unterricht erteilt. Eine weite Verbreitung unserer Muttersprache im Auslande ist nicht allein vom kulturellen Gesichtspunkte aus begrüßenswert, sondern vor allem auch wirtschaftlich von allergrößter Bedeutung. Gerade im Fernen Osten verdanken z. B. die Engländer ihre vielfach vorherrschende Stellung in Handel und Verkehr der Tatsache, daß es ihnen gelungen ist, das Englische als allgemeine Umgangssprache im Geschäftsleben einzuführen.

•

* **Ein neunzigjähriger Schüler.** In Whitton (England) starb kürzlich der Doyen der englischen Lehrer, der berühmte Meister der Dame Anne Child's-Schule, David Rees Davies. Mit knapp achtzehn Jahren wurde Davies anno 1854 als Junglehrer angestellt und unterrichtete in seiner Schule bis an sein Lebensende, also volle vierundsiebzig Jahre, ohne Unterbrechung. Die geistige Frische des alten Herrn war geradezu unglaublich: im Alter von neunzig Jahren erlernte er in wenigen Monaten die französische Sprache, um seinen Lieblingsdichter Rousseau im Original lesen zu können. In den letzten zwei Jahren machte der eifrige „Schüler" so gute Fortschritte, daß er fließend französisch sprach und mit zweiundneunzig Jahren eine Sommerreise nach Paris plante.

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg